

Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 1 (1917)
Heft: 10-11

Nachruf: † Dr. med. Friedrich Ris
Autor: H.St.

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

deutend mit dem alten schweizerischen Laubris oder Laubrisi, das Laubfall bedeutet und den Oktober oder den November bezeichnete (nach Idiotikon heute noch in Unterwalden), häufiger aber allgemein den Spätherbst. Er diente weniger zur Bezeichnung eines einzelnen Zeitpunktes innerhalb einer Jahresfrist als zur Zählung mehrerer Jahre, besonders in der Rechtssprache. Z. B. heißt es 1684 in Thurstuden: Welcher aus dem Dorf zeucht und sich innerhalb neun Laubrisenen nit mehr anmeldet bei der Gemeind, der sol sein Dorfsrecht verloren haben. In einem Luzerner Hofredel von 1292/3 steht: Ist es (ein Grundstück) drii loubris nicht verzinst, es ist lidig dem gozhuse. Man brauchte das Wort also ähnlich, wie wir heute etwa noch nach Lenzen zählen, und die „Maid von neunzehn Lenzen“ hätte ein malerisches Gegenstück in der „Jungfer von neunundzwanzig Laubrisenen.“

Unzweideutig ist von diesen und einigen andern deutschen Namen nur Weinmonat; es weckt auch fröhliche Vorstellungen und verdient Rücksicht neben dem für uns bedeutungslosen Oktober.

Da der

November

kein so ausschließliches Kennzeichen hat wie sein Vorgänger, hat sich auch für ihn kein deutscher Name recht festsetzen und bis heute erhalten können. Er teilt eben seine Erscheinungsformen mit andern Monaten und darum auch seine Namen; das schafft aber Verwirrung, und das ist bei der Zeitrechnung bedenklich. So ist Karls des Großen Herbstmanoth wohl schon seinen Zeitgenossen etwas verspätet vorgekommen, denn damit hat man bald nachher auch den September bezeichnet und noch später den Oktober, so daß der November je nachdem auch der ander oder der drit (oder lezt oder jüngst) Herbstmonat hieß. Schon früh kommt daneben der Name Wintermanoth auf, den Karl, wie wir wissen, für den ersten Monat bestimmt hatte, für den dann eben früh der lateinische Name Januar, freilich etwas eingedeutscht zu Jenner, aufkam. Vom 13. Jahrhundert an heißt der November ziemlich allgemein Wintermond, doch paßte dieser Name auch noch für den Dezember; man unterschied daher auch hier den ersten und den andern. Ein späterer Versuch, Windmonat einzuführen, hatte keinen rechten Erfolg. Vom 15. bis 18. Jahrhundert, da die Wölfe eine rechte Landplage gewesen zu sein scheinen, kommt auch der Name Wolfmonat vor, freilich häufiger für den Dezember. Nach christlichen Feiertagen heißt er auch Allerheiligenmonat, Armseelenmonat, nach dem hauptstädtischen Jahrmarkt in Baselland auch Meßmonat. — Am meisten geschichtliche Berechtigung hat der Name Wintermonat, doch wird er seiner Unbestimmtheit wegen keine großen Ausichten haben neben November.

Allerlei Sprachliche Bemerkungen.

Fond oder Fonds?

Jubiläumsfonds, Separatfonds, Huberfonds usw. Allenthalben wird — nach Duden — Fonds geschrieben, und viele sprechen das Wort auch französisch aus. Ich sage Fond, nicht Fong, und schreibe dementsprechend Fond und habe es durchgesetzt, daß der Buchdrucker in einem Aufsatz über den Jubiläumsfond (die Reformationssammlung) das Wort so druckte, wie ich es schrieb. Dieses Wort ist eingebürgert, vom lateinischen fundus

(Grund, Boden) stammend, und darf mindestens so gut deutsch geschrieben werden als Büro und Kontor. Wohl könnte man die alten deutschen Wörter Stiftung oder Sammlung dafür brauchen. Aber sie sind länger, namentlich in Zusammenschreibung mit der genaueren Bezeichnung der Stiftung, und sie bezeichnen die Sache nicht immer gleich gut, z. B. ein Fond von Kenntnissen. Oder dann wieder, auf den Charakter bezogen: Dieser Mann hat einen guten Fond. In der Mehrzahl würde ich Fonde schreiben, z. B. die besonderen Fonde der Anstalt.
J. S. B.

Im Deutsch, im Französisch.

Oft hört und liest man diese sprachwidrigen Formen. Selbstverständlich muß es heißen im Deutschen, im Französischen, denn man sagt: das Deutsche, das Französische sind wichtige Unterrichtsfächer. Allerdings in einem andern Sinne werden diese Eigenschaftswörter stark gebraucht, z. B. Das Deutsche dieses Schriftstellers ist mangelhaft. Hier bedeutet es die gewöhnliche Schreibart; im vorigen Beispiel aber hieß es: die deutsche Sprache im allgemeinen.
H. St.

Er trägt — ihr tragt.

Es ist ein durchgehendes Gesetz der deutschen Schriftsprache, daß die starken Zeitwörter in der zweiten und dritten Person der Einzahl der Wirklichkeitsform den Umlaut haben, wenn sie dessen fähig sind, z. B. ich trage, du trägst, er trägt; ich laufe, du läufst, er läuft; ich stoße, du stößest, er stößt. Es beruht das auf dem Einfluß eines i, das früher in der Endung war. Die schweizerdeutschen, überhaupt die alemannischen Mundarten nun haben diesen Umlaut ebensowenig als die bairisch-österreichischen; deshalb müssen wir ihn als etwas uns Fremdes anlernen. Da liegt die Gefahr nahe, ihn auch am falschen Orte anzuwenden und ihn auf die zweite Person der Mehrzahl zu übertragen; so liest man denn nicht selten: ihr tragt, Iäuft usw. Eine Turnlehrerin hörte ich befehlen: Fertig zum Stoßen — stößt! was mir wirklich jedesmal einen Stoß gab.
H. St.

† Dr. med. Friedrich Kis.

Am 3. Wintermonat d. J. starb in Sigriswil hoch über dem Thunersee einer der Stifter und der erste Vorsitzende des Deutschschweizerischen Sprachvereins, Dr. Friedrich Kis, im Alter von 72 Jahren. Der Berewigte war mehrere Jahrzehnte Arzt in Thun, wo er nicht nur als Berufsmann hohes Ansehen genoß, sondern sich auch aller edlen Bestrebungen annahm, so als Mitglied des Verschönerungsvereins und als Mitgründer eines Zweigvereins Oberland des Heimatschutzvereins. Ein treuer Schweizer, widmete er seine Kräfte dem Vaterlande, dem er als Sanitätsoffizier — er brachte es bis zum Oberstleutnant und Divisionsarzt — treffliche Dienste leistete. Reiche Erfahrungen für seinen Beruf hatte er im deutsch-französischen Kriege von 1870 gesammelt.

Uns beschäftigt hier der Heimatschützer; denn als solcher betrachtete er sich auch, wenn es sich um den Schutz der Sprache handelte; das geht aus dem ersten Jahresberichte des Deutschschweizerischen Sprachvereins deutlich hervor. Wir fragen uns, wo die Wurzeln seiner Liebe zur Muttersprache liegen. Sie reichen jedenfalls zurück in die Zeit des Gymnasial- und Hochschulstudiums.

Der Sohn eines Professors der Philosophie, besuchte Friedrich die alte Kantonschule in Bern, wo er sich eine tüchtige sprachliche Bildung aneignete. Für sprachliche Fragen hatte Ris auch in seinen alten Tagen eine besondere Vorliebe; das „Schweizerische Archiv für Volkskunde“ brachte eine Abhandlung aus seiner Feder über das „Matten-Englisch“.

Mit Feuereifer trat Dr. Ris für die Muttersprache ein, als diese um die Wende des Jahrhunderts immer mehr bedroht wurde, besonders im Wallis und im Jura. Im Wintermonat 1904 versammelten sich eine Anzahl Freunde der deutschen Sprache aus verschiedenen Berufskreisen und Kantonen in Burgdorf und gründeten hier unsern Verein. Außer dem Verewigten befand sich unter den Gründern auch der kürzlich verstorbene Dr. Ed. Lauterburg, der später im Hause von Dr. Ris in Thun wohnte. Dieser wurde als der älteste zum Vorsitzenden gewählt. Er gab sich redlich Mühe, Anhänger der guten Sache zu gewinnen, und sprach deshalb bei hochgestellten Männern vor; auch Abweisungen ließ sich der tapfere Draufgänger verdrießen. Im Heumonat 1905 hielten wir eine Sitzung ab in dem schön gelegenen Sigriswil, wo unser Obmann seinen Sommeritz hatte, sein „Chalet“ oder, wie er es nannte, seine Hütte. Immer eifrig bemüht, den Grundfäzen des Vereins gemäß Fremdwörter zu vermeiden, ließ sich doch der Altberner manches entschlüpfen, was er dann durch ein eiliges „Pardon“ gut zu machen suchte. Vom Deutschschweizerischen Sprachverein lag ihm besonders der zweite Teil des Wortes am Herzen. Mit welcher Wonne las er uns aus D. v. Greyerz, „Die Mundart als Grundlage des Deutsch-Unterricht“, die berndeutschen Ausdrücke für alle möglichen Tätigkeiten vor!

Im zweiten Jahre finden wir schon Herrn Brodbeck als Vorsitzenden. Dr. Ris mußte sich aus Gesundheitsrücksichten immer mehr zurückziehen und gab zuletzt seinen Beruf auf. Besonders der Tod mehrerer erwachsener Kinder lastete schwer auf seinem Gemüt. Gleichwohl nahm er von Thun aus noch an mancher Sitzung des neugegründeten Vereins für deutsche Sprache in Bern teil und belebte die Erörterung mit seiner überzeugenden Rede. — Von einer Sitzung (wann, weiß ich nicht mehr) ist mir ein erheiternder Vorfall im Gedächtnis geblieben. Dr. Ris traf im Gang des Gasthofs zum Bären in Bern mit einigen ihm bekannten welschen Herren vom „Cercle Romand“ zusammen, die ihn fragten, was er hier tue. „Bohl das gleiche wie Ihr“, war seine Antwort, und er ging in unser Sitzungszimmer.

Dr. Ris war ein Mann der Anregung, des Kampfes, der leicht ungeduldig wurde, wenn zu wenig geschah; obschon ein alter Berner, war er doch kein Phlegmatiker, sondern ein Sanguiniker. Er steht vor uns als ein offener, aufrechter Mann, äußerlich eine Kerngestalt von ausgesprochen alemannischem Gepräge (wie er auch prächtig gewachsene Söhne und Töchter hatte), seinem Charakter nach ein wohlwollender Mensch, der durch seine Lebenswürdigkeit auch Andersdenkende gewann, ein Deutschschweizer von echtem Schrot und Korn. Möge sein Geist in unserm Vereine nie untergehen!
H. St.

Bücherschau.

Schweizerisches Idiotikon. 82 Heft.

Man staunt immer aufs neue über den ungeahnten Reichtum unserer Mundarten. Ich meine nicht: an Mundarten, obschon auch das ein Reichtum ist und ein

sehr kurzweiliger, sondern den Reichtum der Mundarten an Ausdrucksformen, und unter diesen Formen sind viele von solcher dichterischer Schönheit, Wärme des Gemüts und Schärfe des Wizes, wie wir sie im Munde des Volkes kaum suchen würden, wenn wir nicht wüßten, welche Macht die Natur ist, und die Mundart ist ja die Sprache der Natur. Wenn man jeweilen im neuesten Hefte des Idiotikons blättert, so freut man sich bald über neu entdecktes Sprachgut, bald klingt einem etwas vertraut, man fühlt sich angeheimelt und empfindet einen gewissen Stolz, sein sprachliches Eigentum bestätigt zu finden. Dem einen ist dies neu und jenes bekannt, der andere genießt Entdeckerfreuden, wo der erste sich heimisch fühlt, seine Freude findet man immer.

Wie vielen Schweizern ist das Hauptwort „Schon“ bekannt, von dem gleich auf der ersten Seite des lezt-erhaltenen Heftes die Rede ist? Und doch gibt es einen Streifen, der vom Berner Oberland durch die Inner-schweiz bis in die südlichen St. Galler Bezirke und ins Prätigau reicht, wo man das Wort braucht, teils im Sinne von Mäßigung, Zurückhaltung (z. B. sei an einem Laufmahl „ohne Schon“ aufgetragen worden), teils im Sinne von Wetter, das heitere Tage verspricht, auch von Wind, der gutes Wetter bringt. Jener Merliger, der in der Apotheke schönes Wetter holen sollte, rief, als ihm der Käfer aus der Schachtel flog: „Schon, Schon, fahr gegen Merligen zu!“ „Der Schon ist guet“, sagt der Bignauer bei andauernd schönem Wetter; wenn aber der Grindelwaldner bei drohendem Regen mäht, will er „den Schon zerheglen“. Je nach der Zeit der Aufheiterung gibt es einen Abendschon (Haslital), einen Nacht- (Glarus) oder einen Morgeschon (Schwyz), je nach dem Wind einen Bise- (Hasli) oder einen Föhn- oder Fend-schon (Grindelwald); dieser ist „d's halb besser“ als jeder andere Schon. — Weiter verbreitet ist das Zeitwort schone, vom Wetter gebraucht, während die Bedeutung des schriftdeutschen schonen nicht recht volkstümlich ist. Im Entlebuch kann das Wetter auch schonig sein. In Glarus fragt man einen Mähenden: Bist schuntlich? (hältst Du das Wetter für gut?). Mit zarten Dingen muß man schonlich oder schonklich umgehen.

Aus der verwandten Familie „Schön“ erwähnen wir nur „Jungfernschöni“ für das im März sprossende Wiesengrün (wie hübsch!) und für eine unter diesem Namen in Zürcher Apotheken verlangte, von Fachleuten mit bezetta rubr. feu carmin. (wie hübsch!) bezeichnete Schminke. Aus der Sippe „schinden“ sei der verzweifelte Spruch angeführt, der das soziale Elend also ausdrückt: D'Buren esse Schniz und Speck, d'Herren esse Schnepfedreck, und Userein söll nie Nüt ha als g'schwellti Händ-öpfel mit Schinti dra. Eine magere Frauensperson nennen die Glarner unliebenswürdigweise eine Schindel. Zu dem für Unbeteiligte gräßlich klingenden Namen Schang (Jean!) bemerkt das Idiotikon richtig: früher und z. T. noch heute als vornehmer empfunden, z. T. jetzt veraltend und bäurisch gegenüber Hans. In der Tat gab es eine Zeit, wo man nur noch in untern Schichten und auf dem Lande Hans hieß oder Johann, in der Stadt, z. B. in St. Galler Fabrikantenkreisen hieß man Schang. Dieser Kulturfortschritt griff dann um sich, er erreichte die Fabrikanten auf dem Lande und ihre Sticker und schließlich auch die Bauernsöhne, unterdessen war in der Stadt der Hans wieder hochsein geworden. Mit diesem Sinken des Kurswertes hängt es auch zusammen, daß der Name auch ganz allgemein gebraucht wird für Kerl, Bursche, „Typ“, mit etwas verächtlichem Nebensinn: „Was heßch do für en Schangi mitbrocht?“ Sogar